

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte

**Band:** 55 (1975-1976)

**Heft:** 8

**Artikel:** Glücksfischer und Auswanderer : zu Jakob Schaffner : auch ein Fall von Exilliteratur?

**Autor:** Bänziger, Hans

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-163102>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

gen das gesellschaftsfeindliche Verhalten des Schäfers L. W. zu organisieren, der sich

- a) geweigert hat, sein sozialverpflichtetes Grundeigentum der öffentlichen Nutzung im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus zur Verfügung zu stellen;
- b) durch seine Verkaufsverweigerung der Baulandspekulation bürgerfeindlichen Auftrieb verschaffte;
- c) durch Berufung auf sogenannte Traditionswerte eine Entwicklung von gesellschaftspolitischer Relevanz inhibierte;
- d) die signifikanten Forderungen des Umweltschutzes und der sozialen Freizeitgestaltung durch Aussperrung der Öffentlichkeit von seinem Anwesen ignorierte;
- e) durch das hemmungslose Geblöke seiner Herden die Kinder der angrenzenden Nachbarschaft der Gefahr von Artikulationsschwierigkeiten unterwarf, so dass schwere Lärm- und Sozialisationsschäden auftraten.

Die Kreistagsfraktion ist aufgerufen, den Schäfer L. W. in einem Lernprozess von der Untragbarkeit seiner kleinbürgerlich-romantischen Position zu überzeugen und eine progressive Haltung bei Wahrung demokratisch-rechtsstaatlicher Normen zu beziehen.

#### HANS BÄNZIGER

### Glücksfischer und Auswanderer

*Zu Jakob Schaffner – auch ein Fall von Exilliteratur?*

In der gegenwärtigen Diskussion über Exilliteratur wird so einseitig über Dichter berichtet, die aus Liebe zur Freiheit eine Diktatur flohen, dass es mir gerechtfertigt scheint, auch den umgekehrten Fall ins Auge zu fassen: einen Schweizer, der aus Liebe zum Reichsgedanken einen liberalen Staat, mindestens zeitweise, floh und von ihm verstoßen wurde. Ich stehe mit dieser Absicht nicht ganz allein. Egon Schwarz hat an der internationalen Tagung in St. Louis (USA) unmissverständlich von der Notwendigkeit gesprochen, die Situation des Exils und der inneren Emigration differenzierter zu betrachten, indem man auch die Wirkungsgeschichte der Neutralen und Nazischriftsteller darstelle<sup>1</sup>.

Wer ist dieser Basler, dem 1908 Hermann Hesse Trauzeuge war<sup>2</sup> und der seit dem Zweiten Weltkrieg so vollkommen vergessen ist wie kaum ein zweiter Dichter seines Rangs?

Er wurde am 14. November 1875 als Sohn eines protestantischen Baslers und einer katholischen Badenserin in Basel geboren und starb am 25. September 1944 bei einem Bombenangriff in Strassburg. Zu seinen Lebzeiten wurde er von Männern wie Oskar Walzel, Karl Albrecht Bernoulli, Eduard Korrodi ausserordentlich geschätzt, später aber wegen seiner meist unkritischen Haltung gegenüber dem Dritten Reich vergessen. Die Anerkennung durch J. R. von Salis und Karl Schmid bilden eine Ausnahme. Zwar gibt es einige gute und mittelmässige Dissertationen, die verschiedene von Schaffners Dichtungen ins Auge fassen, es in der Regel aber verstehen, der Absonderlichkeit dieses literarischen Kasus geschickt aus dem Wege zu gehen, ausserdem Dieter Bachmanns kluge Glossen, schliesslich Dieter Fringelis und meine Wiederentdeckungsversuche.

Vom *Johannes* (1922), der seit jeher als einer der besten Erziehungsromane seit dem *Grünen Heinrich* gelobt worden ist und dessen literarischer Wert auch heute von niemandem ernsthaft bestritten wird, muss hier wohl kaum noch einmal gesprochen werden<sup>3</sup>. Dieter Fringeli hat ihn vor kurzem vortrefflich erklärt und in einen grösseren Zusammenhang gestellt<sup>4</sup>, und Peter Schifferli hat das Buch glücklicherweise neu aufgelegt. Ein Vergleich mit der der Dichtung zugrundeliegenden «Wirklichkeit»: der Waisenanstalt Beuggen, wird von einem jungen Germanisten aus Amerika, Martin Crabtree, an die Hand genommen<sup>5</sup>. Der Vergleich ist wichtig; denn die Eindrücke des Waisenkindes in den Räumen der ehemaligen Deutschritterkomturei sind ein Stück Erklärung für Schaffners spätere Faszinertheit durch alles Grossdeutsch-Missionarische.

### *Der Roman «Die Glücksfischer»*

Die endgültige Fassung des Romans *Die Glücksfischer* ist drei Jahre nach dem Johannesroman erschienen; eine erste Fassung, die 1916/17 in der *Deutschen Rundschau* unter dem Titel «Die Schweizerreise» herauskam, ist ausser von Walzel von keinem früheren Kommentator bemerkt worden<sup>6</sup>. Das Konzept der Handlung verspricht Grossartiges, und wenn Schaffner nicht hie und da das uralte Thema von der schönen Frau und ihrem getreuen Diener zu sehr aktualisiert oder gar das Vokabular der Kolportage verwendet hätte («Sturm kündigte sich mit dunklem Schwingenschlag in seinem Schweigen an»<sup>7</sup>), könnte man von einem grossen Roman der nachrealistischen Epoche sprechen. Zwei Fischer leben in Basel, schlecht und recht wie jedermann, der eine ein treuer Schweizer, der andere ein poten-

tieller Revolutionär, das heisst ein junger Mann, dessen Herz nach Höherem strebt. Fritz Kuhny ist sein Name, und er begegnet am Anfang des Romans einer attraktiven Deutschen, Ise Ley, die ihn auffordert, sie auf seinem Kahn auf dem Rhein herumzurudern. Bald setzt sie ihm mit ihren forschenden Bemerkungen über provinzlerische Duckmäuserei hart zu; wenn man wie ein Chinese hinter seinen Mauern lebe, könne man nicht von grossem Mut sprechen, meint sie. Darauf Fritz:

«Ich habe nicht gesagt, dass ich ein Revolutionär bin. Ich bin ein Schweizer. Wir haben gerade genug Freiheit.»

«So! Ich denke, du merkst hier nichts vom neuen Schwung.»

«Das habe ich auch nicht so gesagt. Wieso denn? Wir haben genau so viel neuen Schwung wie die drüben. Dazu haben wir die Deutschen nicht gebraucht.» (S. 48.)

Klammert man Ises Herrenallüren mit dem Duzen aus, so lassen sich in der neuesten Literatur ohne weiteres Parallelen zu dieser kurzen Kontroverse finden; man muss dabei nur den Ausdruck «Schwung» durch «Veränderung» ersetzen. Doch die Anziehungskraft des Fremden – nicht sehr überzeugend vorläufig wirft Fritz ein, es seien eher fremde Länder als fremde Weiber, die ihn verlockten (S. 50) und später, er sei «Diener aus freiem Willen» (S. 267) – wird doch zu gross, und so läuft er, gefolgt vom besorgten Bruder, der Deutschen von Grandhotel zu Grandhotel nach. Sie sind immer ein bisschen zu spät, und Fritz wird liebeskrank, während Jakob, der beständigere, sich langsam zu fassen beginnt. Wo fischt man am besten nach seinem Glück? In den Gefilden der Wohlhabenden oder zu Hause bei einer treuen Freundin? Jakob setzt sich bald für das letztere ein: nach seiner Meinung ist Fritz auf dem Holzweg, wenn er vom Abenteuer in der weiten Welt träumt und – angesichts der gewaltigen Schneeberge des Berner Oberlandes – ein Bedürfnis nach Grösse in sich zu fühlen meint.

Der deutsche Geheimrat Ley ist ein Glücksfischer in gewagterem Stil. Er herrscht schon über mehr als 50 000 Arbeiter und hat im Sinn, die Energiewirtschaft von halb Europa, und zwar von der Schweiz aus, in die Hand zu bekommen. Nach der Niederlage des Ersten Weltkrieges, denkt er, könnten die Deutschen um so leichter ihr heimliches Imperium errichten. Er unterstützt ein Friedensinstitut in Bern, überzeugt, dass Pazifismus und Kapitalismus gut zusammenpassten (S. 108). Seine Riesenunternehmung nimmt ihn aber so gefangen, dass er sich dadurch von seiner Frau entfremdet.

Jakob reist bis Interlaken mit seinem Bruder, verspürt aber immer heftigere Sehnsucht nach der Heimat, nach seinem Häuschen am Rhein. Im Traum erscheint ihm seine Mutter, und der Fremdenort kommt ihm trotz Alpenglühen und anderen Herrlichkeiten immer unheimlicher vor. Die Gier

nach Erfolg und Effekthascherei wird hier lächerlich, die Fremdenhörigkeit zur Farce. Jakob wird am Touristenort wie ein Trottel behandelt, und auch Fritz, zwar stets fasziniert von seiner schönen Herrin, empfindet die Monumentalität dieser Bergwelt irgendwie (politisch-menschlich) irrelevant. Zu Hause wartet auf ihn eine rechtschaffene Braut mit all dem üblichen Hausfriedenssegen. Doch «von niemandem liess er sich beherrschen» (S. 203), heisst es bei einer seiner Reminiszenzen an das Bürgerleben. Die Verbeugungsübungen vor der schönen Geheimräatin, die er als Diener zu absolvieren hat, nimmt er nicht zu tragisch, sondern als Einübung in bewegliche Weltläufigkeit. Ein Diener der Grossen – wie viel politisch Tragikomisches liegt in diesem Bild, vergleicht man es mit dem Bild der Dienerschule Benjamenta in Robert Walsers unrealistischem Bild *Jakob von Gunten*, das mehr als ein Dutzend Jahre früher erschien (1908). Bei Walser verbeugt man sich überall gern, nicht bloss vor dem Fremden, und hat eine schelmische Freude an einer Gehülfenrolle.

Schaffner dagegen nimmt die bürgerlichen Gesellschaftsformen sehr ernst und sucht ihnen, wie auch in den meisten anderen Werken dargestellt wird, zu entfliehen. Emil Ermatinger hat ihn in seiner Schweizer Literaturgeschichte einen Verwandten von Wedekind genannt, mehr noch als von Spitteler. Das mag heute übertrieben klingen, erinnert aber doch an die Zeitumstände, das heisst an jene Epoche, in der das Bürgertum mit neuartiger Vehemenz in Frage gestellt wurde, an die Jahre des Ersten Weltkriegs und der ersten weltweiten Inflationszeit nämlich. Zur Zeit der ersten Fassung der «Glücksfischer» war Hesses *Knulp* herausgekommen, zur Zeit der zweiten Thomas Manns Teilstück des Felix-Krull-Romans. Das sind Glücksfischer recht verschiedenen Charakters gewesen. Der unstete Knulp sucht und gewinnt sein Entzücken bei den Kindern der Landstrasse, der in jeder Hinsicht bestechliche Felix Krull erhascht, inmitten des betrügerischen Halbdunkels der bösen Welt, hier und dort einen netten Zipfel des Glücks oder scheint ihn mindestens zu erhaschen.

Schaffners Darstellung erwartungsvoller, erfolgsbegieriger, hoffnungsvoller Menschen ist durch sehr schweizerische Voraussetzungen bestimmt. Die Karrieresucht seiner Protagonisten, aber auch ihre Unterwürfigkeit und ihre vergebliche Rebellion sind politisch relevant. Wenn der Schweizer Wachtmeister Fritz seinen Schnurrbart wegrasieren und sich das Kopfhaar mit Brillantine vollschmieren lässt, macht er sich höchst lächerlich. Selbständig und frei von den verschiedenen Formen der Unterwürfigkeit wirkt eigentlich im ganzen Roman nur Emmy Plattner, die Fabrikarbeiterin in Basel, seine Braut. Ihr hatte der Vater eingimpft, wenn man sich als Arbeiter nicht zu billig gebe, sei der Widerstand gegen die Fabrikherren viel eher möglich (S. 231). Schaffners Kritik am Einfluss der Mächtigen richtet sich überall-

hin, verschiedentlich auch gegen den westlichen Kapitalismus. «Man weiss, dass kein Tier unverträglicher und missgünstiger ist, als das domestizierte. Der Verlust der natürlichen Hoheit will sich rächen. Seitdem die Wallstreet die Amerikaner domestiziert hat, haben sie ihre Grossmut und ihren Freiheitssinn verloren ...» (S. 243), sagt der Erzähler im Zusammenhang mit Beobachtungen über die Servilität des Hotelpersonals.

Der Roman ist voll geistreicher Kritik an moderner Geschäftshuberei. Geheimrat Ley, der nicht nur Mitteleuropa zu beherrschen, sondern auch bolschewistische Unternehmungen zu finanzieren beginnt, wird dem früheren Freund von Ise, Dr. Weitzmann, gegenübergestellt, dem Künstler, Pazifisten und Idealisten. Für diesen ist Ley «Herr Gog und Magog», doch der Geschäftsmann macht sich natürlich nicht viel aus der Verachtung Weitzmanns. Er ist vom Willen zur Macht beseelt und durchschaut den Mechanismus der Machtstrukturen recht illusionslos. Sein Reich vergleicht er mit Schneckenhäusern, wie sie in gewissen Brackwassern vorkommen, in die, wenn der Erbauer einmal gestorben oder getötet sei, parasitäre Käfer kriechen würden (S. 570). Man begreift Fritz Kuhny, der in der Nähe dieses Mannes immer einen «Ruch Weltgeschichte» wittert (S. 271).

Die wichtigste Gestalt des Romans bleibt dieser Fischer, dem es in der Heimat zu eng wird wie, unter anderen Voraussetzungen, den intellektuellen «Emigranten» vieler moderner Dichtungen. Er besitzt die nach Schaffners Meinung «gefährlichste Fähigkeit für einen Schweizer Bürger, von Hohem befallen zu werden». Sein Dämon treibt ihn in die Ferne, fort aus Krähwinkel. Hier lebe einer vom andern, man sitze wie in einer Stube, und so müsste man «wirkliche Grössen und Gewalten» draussen suchen<sup>8</sup>.

Wir sehen die Schweiz meist durch die Augen dieses Abtrünnigen; Fritz ist sicher auf weite Strecken als Selbstporträt des Autors aufzufassen. Ist er wirklich ein Abtrünniger? Sobald er sich Fremden gegenüber sieht, spricht er von seinem Land voller Zuneigung. Zu einem deutschen Dienstmädchen, im Zusammenhang mit Beobachtungen über die Mehrsprachigkeit, sagt er ganz einfach: «Das ist das Wesen der Schweiz. Andere zanken sich, wenn sie anders sind, hier verträgt man sich» (S. 491). Und doch stört ihn immer wieder das Duckmäuserische. «Offene Anerkennung liegt dem Schweizer ja nicht ... Er fürchtet Blutverlust und sucht sie möglichst zu lindern», denkt sich der Erzähler in Anbetracht laut sprechender Ausländer, die Fritz bedienen muss.

Wie gesagt, die Freude an diesem Roman ist für einen modernen Leser wohl nicht selbstverständlich; das Erbe von Keller und Gotthelf bleibt hier und da allzu offensichtlich. (Von Keller durch die Diktion im allgemeinen, von Gotthelf zum Beispiel in der Darstellung der hilfreichen Landarzt-familie im Gürbental). Doch jeder Deutschschweizer, der unser Verhältnis

zum nördlichen Nachbarland wichtig nimmt und der den Humor ob den neusten Darstellungen des helvetischen Malaise noch nicht verloren hat, der zum Beispiel auch Adolf Muschgs kleines Meisterwerk «Besuch in der Schweiz» (1968) schätzt, wird sich für die Schweizerreise der beiden Basler Fischer interessieren. Für beide ist es eine Bildungsreise, für Jakob eine aus der Verschlafenheit seines dogmatischen Patriotismus zur Einsichtigkeit und zur realistischen Tapferkeit im Privatleben; für Fritz, dem auf der ersten Kahnfahrt die deutsche Geheimrätin wie eine Lorelei erschien und der aufgrund seiner Hörigkeit zum lächerlichen Schuft an seiner Braut geworden ist, zur Einsicht in seine Grenzen. «Wer so ins Blaue und Unmögliche hinaus liebt wie Fritz Kuhny, für den ist wenig zu hoffen» (S. 551), heisst es zwar noch in einem der letzten Kapitel. Doch er lernt sich beschränken und wird eine deutsche Ingenieurschule besuchen. Auch das vornehme Paar Ley, das lange aneinander vorbei gelebt hat, findet durch die Schweizerreise zu sich selbst zurück. Der Geschäftsmann zu wirklicher Menschlichkeit gegenüber seiner Frau, sie selber zu ehefraulicher Bescheidenheit.

Das Unheil einer grossen Verirrung, wie es der Dichter durch seine Liebe zum Dritten Reich heraufbeschworen hat, ist hier in der ganzen Tragik erst zu ahnen. Die Brüder Kuhny finden ihr Glück, der eine im Winkel, der andere im grossen Nachbarland, während Schaffner unglücklich endete. Seine Verwurzelung in der Schweiz, andererseits seine Liebe zum grossen Nachbarland, das so viel mehr «Schwung» besass als die Heimat, wird im Roman im Dilemma der Braut genau gespiegelt. Sie hatte mit ihrem besseren Selbst stets dem stillen Jakob zugehört, vom dynamischen Fritz aber ein Kind empfangen. Emmy Plattner, mit dem Spitznamen «Zähnchen», widerborstig und adrett in einem, ein standesbewusstes Arbeitermädchen, wie es nicht in manchen Büchern vorkommt, wird von Fritz, der trotz seiner Schweizer Herkunft sehr deutsch wirkt, verführt. Der Verführer fühlt sich zu Grösserem geboren und wird seinen Weg dank seiner Aufgeschlossenheit, seinem Lerneifer und ein bisschen Treulosigkeit bestimmt zu finden wissen. Ist Emmys hurtiger Entschluss, den braven Jakob zu ehelichen, obgleich das Kind vom unsteten Fritz stammt, aus des Autors eigenem Dilemma zu erklären: daraus, dass er bis zu seinem Lebensende zwar der Heimat treu anhing, den befruchtenden Ansporn aber aus dem Geiste Grossdeutschlands zu bekommen glaubte?

#### *Befreiung durch Auswanderung und Glück der Heimkehr*

Der aus einfachen Verhältnissen stammende Fritz Kuhny hofft, sein Glück in einer deutschen Ingenieurschule zu finden, die Mutter des Johannes Schattenhold sucht es in Amerika (wie es auch die Mutter Schaffners

getan hatte), Jonathan Bregger (*Irrfahrten*, 1905) ebenfalls in der neuen Welt, und zwar als Goldgräber. Hans Himmelhoch – in der gleichnamigen Erzählung von 1909 – hat's, wie der Titel sagt, noch höher im Kopf; «Wandern, das ist überhaupt Religion», heisst es gleich zu Beginn, und der erlebnishungrige Hans durchstürmt viele Länder, nach damaliger Anschauung die ganze Welt, von Skandinavien bis Italien. Im dritten Teil der autobiographisch angelegten Johannes-Tetralogie, dem Roman *Eine deutsche Wanderschaft* (1933), führt das Schicksal den Schustergesellen, der nie recht bei seinen Leisten bleiben konnte, über Freiburg, Strassburg, Paris und Hamburg und durch viele andere Städte. Die Heimat ist für ihn, aus familiären und finanziellen Gründen, voller Komplikationen gewesen; so ist er erst glücklich auf der Wanderschaft oder gar als Auswanderer. Im Jahr nach dem erwähnten dritten Johannes-Roman braust der nun erfolgreich gewordene Dichter mit seiner deutschen Frau durch die Gaeu des Dritten Reichs und ist den Gehilfen des Propagandaministeriums hoch willkommen. Diese Reiseschilderung trägt den Titel *Offenbarung in deutscher Landschaft* und ist erfüllt von der Freude am literarischen Erfolg im Reich. Relativ selten treffen wir auf Spuren der Anhänglichkeit an das Land seines Vaters und seiner Väter; doch die Schweiz bleibt für ihn «die Heimat der Seele», wie gegen den Schluss zu lesen ist.

Gehört der Typus des Auswanderers oder gar des Wanderers zum Thema der Exilliteratur, über das sich heute so viele Experten den Kopf zerbrechen? Wie am Anfang meiner Ausführungen schon angedeutet, dürfte es kein Luxus sein, die Frage wenigstens einmal zu stellen, denn schon die Fragestellung ist seit der Kontroverse Walter von Molo/Frank Thiess – Thomas Mann (1945) über Exil und Innere Emigration derart moralisiert worden – nicht verpolitisiert, denn politisch ist das Problem immer gewesen –, dass manche Germanisten Gefahr laufen, als Sittenrichter zu argumentieren: Exilautoren von vorneherein als gut, Vertreter der Inneren Emigration als schlecht zu etikettieren. Zwar ist nicht zu bestreiten, dass von Dante über Büchner bis Thomas Mann und Brecht viele Große in der Verbannung lebten, während viele Mittelmäßige Kompromisse mit den bestehenden politischen Verhältnissen schlossen. Dem Ratschlag Jost Hermands, in Zukunft mit dem Begriff Exil etwas sparsamer umzugehen, ist dabei bestimmt beizupflichten; sonst könnte leicht jeder Autor, der an seinem Vaterland leidet und sich als unzugehörig fühlt, als Exilautor bezeichnet werden. Hermand sagt kurz nach dem genannten Ratschlag, er werde im folgenden nur das als Exil bezeichnen, dem «ein Akt der politischen Vertreibung oder der ideologisch motivierten Selbstausbürgerung vorausgegangen ist<sup>9</sup>». Nach dieser einschränkenden Definition wäre Jakob Schaffner höchstens zur Hälfte Exildichter. Er ist aus der Schweiz auf-

grund dessen, was man als geistigen Landesverrat zu bezeichnen pflegt, gleichsam vertrieben worden, beziehungsweise ist aus politischen Motiven ausgewandert, hat sich jedoch selbst nie ausgebürgert<sup>10</sup>, denn er war ja überzeugt, die Ideale der Eidgenossenschaft stimmten prinzipiell mit denen des Dritten Reiches überein.

In welche Kategorie, will man die litterae naturaliter politicae voraussetzen, fallen Autoren wie Postl, Cendrars, Schaffner, Glauser oder gar Ingeborg Bachmann? Bestimmt nicht in die der Inneren Emigration, kaum in die der Exilliteratur. Exsilium ist ein aus der romanischen Gesellschaftsstruktur zu verstehendes Wort, und ein alemannischer Spätromantiker wie Schaffner, dessen Herz stets auf Wanderschaft ist, aber auch ein «Zauberer» wie Thomas Mann, dürften nicht so ohne weiteres an dem an sich so strengen politischen Begriff gemessen werden. Der Ausdruck exsilium hängt mit dem Verb salire = springen zusammen. Die Natur macht zwar keine Sprünge, denken wir Laien immer noch, wohl aber kann sie der politische Mensch machen.

Die deutsch schreibenden Wandervögel, seit der Jahrhundertwende sehr populär in allen Bevölkerungsschichten, die philosophierenden Vagabunden wie Hamsun, Hesse, Bonsels, Hausmann, Schaffner waren Bürger von vielerlei Welten und allem Patriotismus traditioneller Art abhold. Sie waren, auch wenn der Schein in gewissen Fällen täuschte, Musterbeispiele der politischen Unzuverlässigkeit. Den Kopf voller Wandererphantasien, wird man niemals den Verpflichtungen einer besonderen Gemeinschaft gerecht, das Herz voller Natur-Messianismus, wird man weder von Bürgern noch Proletariern ernst genommen werden können. Zu Beginn unseres Jahrhunderts gab es eine grosse Menge poetisierender Apostel und Verwandter von Knulp und Camenzind, die ihr Landstreicherthum kultivierten, stolz auf ihre soziale Verantwortungslosigkeit waren und im Tagtraum dahinmusizierten wie weiland der Taugenichts des Freiherrn Joseph von Eichendorff.

Schaffner ist gewiss in vielen Lebensphasen Vagabund und Wanderer gewesen, machte aber niemals einen Mythos aus dieser Lebensform. Dazu war er denn doch wieder zu realistisch veranlagt. Die Probleme der Technik und der modernen Gesellschaft überhaupt blieben ihm stets wichtig. Man denke an die Erzählung «Die Eschersche» im Band *Die Laterne* (1907) oder an Aufsätze wie «Die Erlösung vom Klassenkampf» (1920) mit Gedanken über die Bodenfrage, über Malthus und Oppenheimer. Schaffner mag politisch als verblendet bezeichnet werden, war aber nie ein haltloser Schwärmer. Der Heimat blieb er treu, trotz aller Spannungen, die sein Verhältnis zu ihr belasteten.

Ich kenne keinen Erzähler, der die Heimkehr auf so vielgestaltige und

oft so eindrückliche Weise dargestellt hat. So kritisch und so liebenvoll. Von der sarkastischen Bemerkung in der Erzählung *Das Schweizerkreuz* (1916), für den aus dem Ausland Kommenden wirke das Firmenschild «Kümmerly & Frey» nur allzu symbolisch, über all die bissigen Glossen zur Hanswurstrolle der Eidgenossen in Europa, verglichen mit denen die unserer heutigen Sozialkritiker fast farblos wirken, bis zur törichten Erwartung, die Schweiz möge bald ihre Erneuerung finden wie das deutsche Reich: stets bestimmten grosse Achtung und auf weite Strecken differenziertes Urteilsvermögen seine Überlegungen. Ich zitiere zwei Stellen. Die erste bezieht sich auf die Menschen selbst, die zweite auf die landschaftlich-menschliche Atmosphäre. Hans Börmann, von dessen Rückreise aus England nach Basel in der Novelle *Die Heimat* (1923) erzählt wird, stimmt den Gedanken seines Gesprächspartners über das den Zeitläuften gegenüber zurückhaltende Wesen der Schweizer zu:

«Ja, deshalb geht einem auch immer das Herz auf, wenn man draussen im imperialistischen Wahnsinn der Völker solch einer festen, klaren, geruhigen Seele begegnet, die noch die Bergwelt der Heimat in sich trägt. Die Burschen riechen ein wenig nach Kuhstall trotz aller Stürme, in denen sie seither gewesen sind. Was tut's. Es ist besser, als nach Bordellen zu riechen. Aber wenn sie dann, reif geworden, den Mund auftun, und auszukramen beginnen aus ihrem tausendjährigen Schatz von Erfahrungen und Einsichten: ja, das tönt dann aber so international und allmenschlich, wie es bei keinem kunstproduzierten deutschen Kosmopoliten oder französischen Pazifisten tönt<sup>11.</sup>»

In *Kampf und Reife*, dem vierten und letzten Band der Johannes-Reihe (1939), berichtet der Erzähler im ersten Kapitel, das den Titel «Der heimliche Glanz» trägt, von seiner Rückkehr folgendes:

Als ich nach so langer Abwesenheit zum erstenmal wieder die Grenze des Vaterlandes überblickte, schaute ich verwundert auf, denn über den Dingen hier schien sich ein heimlicher Glanz auszubreiten. Nicht gewöhnt, eine Sache auf sich beruhen zu lassen, suchte ich gleich festzustellen, wo er seinen Ursprung hatte, aber es war da alles, oben wie unten, ein still durchdringendes Geleucht ohne Quelle und Abfluss, Licht an sich, das man hinzunehmen hatte, und das da wohl zum Raum gehörte, zu den Bergen und Tälern, den Flüssen und Wäldern, und wenn ich etwa glauben wollte, dass es von den fernen bleichen Geisterwiesen der Schneeberge herüberriesle, so irrte ich mich auch, es schimmerte und wob dort nicht stärker als überall im grünen Land. Mochte das freundlich

hohe Wunder einmal vom Himmel herabgestiegen sein, so war es jedenfalls lange her; jetzt machte es den Eindruck einer landesüblich ordentlichen Einrichtung. ... Es zuckte und flammte auch nicht wie Nordlicht. Ruhig und froh lag es über dem Vaterland, weder magisch anlockend noch abschreckend, und mit dem Ganzen sollte offenbar nur gesagt sein: «Hier ist eine eigene Welt. Punktum!<sup>12</sup>»

So schrieb auch Gottfried Keller, gewiss, zum Beispiel, allerdings ein bisschen weniger enthusiastisch, bei der Schilderung der Rückkehr des Grünen Heinrich in die Schweiz. Das lange Zitat stehe hier, um unter anderem den weitverbreiteten Irrtum zu berichtigen, Schaffner hätte seinem Meister wohl in der Jugend gehuldigt, ihn aber dann aus der Gier nach dem Grossen heraus mehr oder weniger vergessen. Auf das schöne Bild folgt ein humorvoller Bericht über die Kontrollen am schweizerischen Zoll. Ein unbestechlicher Beamter mit einem «charaktervollen braunen Schnurrbart» empfängt Johannes ziemlich mürrisch. Doch Johannes ist milder gestimmt als Stiller/White, an dessen Grenzübertritt man sich einen Moment lang bei der Lektüre dieser Szene erinnert fühlt. Johannes wird von richtigem Heimweh zurückgeführt, nicht von einer resignierten Einsicht, sich selbst nicht entfliehen zu können. Das weisse Kreuz im roten Feld fasziniert ihn; er hatte sich draussen herumgetrieben, lediglich «weil das Vaterland nicht die richtige Weide» für ihn hatte.

Karl Schmid hat in seinem Aufsatz «Jakob Schaffner: der Ruf des Reichen» mit Recht betont, Schaffner sei aus dem Unbehagen im Kleinstaat nicht wie C. F. Meyer in einen erträumten Heroismus der Weltgeschichte ausgewichen: «Er hat die Wirklichkeit, die ihn umging, nicht wie Meyer einfach verlassen; er schrieb nicht einen ‹Jenatsch›, sondern den ‹Johannes›, eine Selbstdarstellung<sup>13</sup>.» Darum sein Ringen um die Heimat. Ein Ringen, das anfänglich segensreich schien<sup>14</sup>, am Ende aber zu einer vollkommenen Entfremdung führte. Man kennt den Zorn der Gerechten über den Unge-rechten. Was hilft es zu sagen, eine offene Auseinandersetzung wäre redlicher als Tabuisierung! (Ein kleines Beispiel dafür, beziehungsweise für das bewusste Totschweigen: In der *Heimatkunde von Buus*, Liestal 1972, wird eine Stelle aus Schaffners Schrift *Der Gang nach St. Jakob* aus dem Jahre 1937 zitiert, der Name des Autors, der ja Bürger von Buus war, jedoch nicht genannt.)

Man wird nicht davon ablassen, zu streiten, wie es mit der politischen Zuverlässigkeit von Thomas Mann oder Bert Brecht («In mir habt ihr einen, auf den könnt ihr nicht bauen») stehe. Das ist notwendig, doch notwendig wäre auch die Auseinandersetzung mit dem gewiss weniger weltbewegenden, dafür überschaubareren Fall Schaffner.

<sup>1</sup>E. Schwarz, «Was ist und zu welchem Ende studieren wir Exilliteratur?», *Exil und Innere Emigration*, Hg. Peter Hohendahl u. Egon Schwarz, Frankfurt 1973, S. 164. – <sup>2</sup>Vgl. H. Hesse, *Gesammelte Briefe*, 1. Bd., Frankfurt 1973, S. 152, Anm. 2. – <sup>3</sup>Vgl. in dieser Zeitschrift Alfred Schaers Aufsatz «J. Schs. dichterisches Wesen und Werk», H. 6, 1926, S. 182–186 und meine Ausführungen «Die literar. Schweiz zu Beginn der zwanziger Jahre», H. 12, 1971, S. 1093–1096. – <sup>4</sup>D. Fringeli, *Dichter im Abseits*, Zürich 1974, S. 20–26. – <sup>5</sup>M. Crabtrees Dissertation (Bryn Mawr) wird sich mit den Romanen *Johannes* und *Die Glücksfischer* (beide Fassungen) beschäftigen und die erste sozusagen lückenlose Bibliographie enthalten. Crabtrees Arbeit verdanke ich die meisten Detailsinformationen. – <sup>6</sup>O. Walzel, «Vom neuesten deutschen Roman», *Zeitschrift für Deutschkunde* 40 (1926), S. 565–575. Ise wird mit Fontanes Frauengestalten verglichen (S. 567), die zweite Fassung eine «Komödie der Irrungen» genannt (S. 572), im Zusammenhang mit dem «Leitmotiv» der Lackschuhe auf Parallelen zu Robert Walser hingewiesen (S. 574). – <sup>7</sup>So der Autor über Geheimrat Leys Unwillen. J. Sch., *Die Glücksfischer*, Stuttgart (Union Deutsche Verlagsanstalt) 1925, S. 32. Auch die folgenden Zitate nach dieser Ausgabe. – <sup>8</sup>«von Hohem befallen» S. 551; der «Dämon» treibe in die Ferne S. 590; «Krähwinkel» S. 595; «einer vom andern» S. 557; «wirkliche Grössen» S.

554. – <sup>9</sup>J. Hermand, «Schreiben in der Fremde», *Exil und innere Emigration*, Third Wisconsin Workshop, Hg. Reinhold Grimm & Jost Hermand, Frankfurt 1972, S. 10. – <sup>10</sup>Bekannt ist das Treuebekenntnis in dem an sich von den Errungenschaften der Nazi begeisterten Buch *Volk zu Schiff*, Hamburg 1936, S. 166f.: «Wenn ein militärischer Angriff des Dritten Reiches auf die Schweiz ... Wirklichkeit würde, ... so würde ich mir, wenn ich dazu irgend noch imstande wäre, das beste Gewehr verschaffen, das zu bekommen wäre, und würde damit so gut und so schnell auf diese Deutschen schiessen, wie ich könnte. Im übrigen würde ich Nationalsozialist bleiben.» Auch später sagt er, er sei nie Mitglied der NSDAP und deutscher Staatsbürger geworden. – <sup>11</sup>J. Schaffner, *Die Heimat*, Berlin 1929, S. 90. – <sup>12</sup>J. Schaffner, *Kampf und Reife*, Stuttgart 1939, S. 9f. Zweites Zitat S. 12. Bei der Rückkehr des Grünen Heinrich werden zuerst verschiedene turbulente politische Aktionen dargestellt, erst dann wird von dem «himmlischen Duft», den «reichen Formen der Heimat» usw. gesprochen (14. Kap.). – <sup>13</sup>K. Schmid, *Unbehagen im Kleinstaat*, Zürich 1963, S. 161. – <sup>14</sup>Vgl. dazu O. Walzels Urteil im zitierten Aufsatz S. 570: «Wie kein zweiter Schweizer Dichter hat Schaffner das deutsche Land zu seiner Wahlheimat gemacht. Er ist dennoch Schweizer geblieben, er liebt die Schweiz treu, aber er fürchtet für sie.»

## EMIL BIRRER

# Neugier auf die Horizonte der Dichter

Die Dichter haben ihre Orte, also haben auch ihre Werke einen Ort. Das ist für die Erzählung leicht einzusehen; was die Menschen dort treiben, erleben, tun, in Freundschaft, mit Hass, in Liebe, ist von einem äussern Horizont umstellt, den das Auge bemerkt, ob es will oder nicht will. Und